Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Jugendliebe
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572635

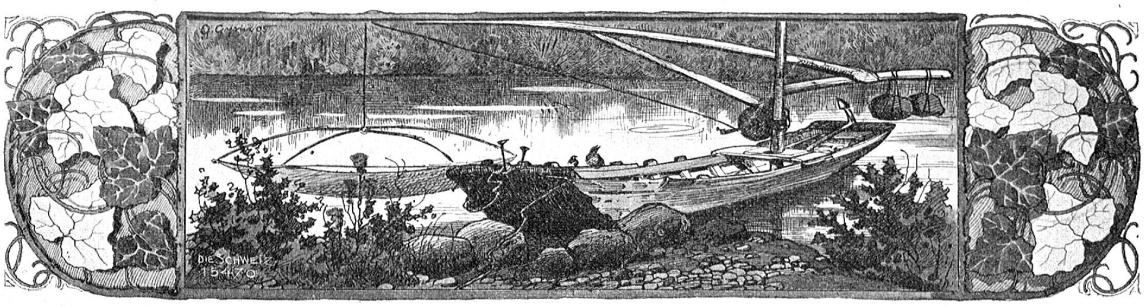
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



❋ Jugendliebe ❋

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Adolf Vögtlin, Zürich.

Im Schatten stiller Erlen und Weiden gingen wir Arm in Arm, doch seit Minuten in jenem Schweigen, das lange getrennt gewesene Freunde oft befällt, bis sich einer im andern wieder heimgefunden hat, auf rasenweicher Uferböschung am ruhig ziehenden Flusse hinauf. Mein Freund Hans Ehrhart, der seit mehr als fünfzehn Jahren im Ausland eine Professur bekleidete und mir nun bei seiner Reise nach der Heimat, wo ich meine Ferien zubrachte, einen Besuchstag gönnte, und ich. Am blauen Himmel strichen uns weiße und schwarze Sommerwolken entgegen; träg und langsam flossen im klaren Wasser ihre Spiegelbilder gleich übergroßen Schwänen hinter uns. So wanderten unsere Gedanken, heitere und düstere Erinnerungsbilder webend, in ein schweigsames Land, das weit, weit hinter uns lag; denn wir gingen seit langen Jahren zum ersten Mal wieder in den Stapfen unserer Jugendsehnsucht und Jugendliebe und vermochten uns nun kaum zurechtzufinden auf den geheimnisvollen Irrwegen jenes Paradieses, das uns die strengen Engel der Berufs- und Vaterpflicht so lange verschlossen hielten.

Wir hatten einander, die hochfliegenden Kinderträume und Knabenideale zum Vergleich mit der gegenwärtigen Wirklichkeit herbeiziehend, zuerst das alte Lied der menschlichen Unzulänglichkeit vorgesungen, dann mit jenem freundlichen Humor, den die Erfüllung eines redlichen Maßes von Arbeit und Pflicht einem jeden verschafft, uns gegenseitig die Blößen gedeckt und waren dann, unvermerkt auf die altbekannten Wege der ersten Liebe geratend, auf diese zu sprechen gekommen. Da errötete mein Freund und stand still, als ob er sich plötzlich auf einem Holzweg ertappt hätte, der nicht zum Ziele führt; aber anstatt die Augen niederzuschlagen, sah er mich keck an, und ich fühlte, wie auch mir das Blut in warmen Wellen vom Herzen zum Kopf stieg. Ich kam mir recht knabenhaft vor, umsomehr als ich, mich aus Verlegenheit am Barte zupfend, bemerkte, wie dieser doch Mannesart hatte. Zu meiner Schadenfreude gewahrte ich jedoch, wie auch Ehrhart von demselben Beruhigungsmittel Gebrauch machte, und wir lachten einander herzhaft an.

Da hatten wir uns wieder. Ich reichte meinem Gefährten die Hand, und dieser rief: „Alle guten Geister sollen leben!"

„Ja," fiel ich ein, „vorbei sind sie gegangen, aber darum nicht vergessen; wer einmal in unsern Herzen gelebt hat, bleibt darin unsterblich! Schön war die Jugendzeit, und sie sind es, Johanna und Elisabeth, die lichten Sterne, die durch ihren reinen Glanz den Himmel unserer Jugend erhellten. Sie sollen leben!"

„Und brauchen wir uns dessen wirklich zu schämen, daß wir auf der Fahrt über das weite Meer des Lebens nach andern Sternen suchten, nach andern unser Steuer führten, als auf dem engbegrenzten See der Heimat?" fuhr Ehrhart fort, und ich, der ich mich durch mein Erröten ebenfalls vor dem Freunde angeklagt hatte, suchte mich zu entschuldigen, indem ich fast leidenschaftlich ausrief: „Weiß denn der Knabe, was er dereinst wird? Und wenn er's nicht weiß, wie soll er denn fühlen, welche Gefährtin er zum Leben braucht, um das zu werden, wozu seine Natur ihn drängt?"

Wir ereiferten uns über das Thema und suchten einander in Vernunftsgründen zu überbieten, warum die Liebe des Jünglings niemals ein Recht an dem Manne haben dürfe, suchten einander zu beweisen, daß es geradezu unsittlich wäre, wenn ein Mann eine Ehe bloß darum einginge, weil er sie einem Mädchen als Jüngling versprach. Aber gerade der Eifer, mit dem wir das Argument vorbrachten, schien meinem Freund zu beweisen, daß unser Gewissen nicht frei war. „Ach was," entgegnete ich endlich, „sicher ist, daß unsere beiden Jugendgeliebten mit andern Männern glücklich geworden sind!"

„Wie aber stände es um uns im entgegengesetzten Falle?"

Unter ernsten und launigen Erörterungen über die

Naturrechte des Individuums und dessen Pflichten gegenüber der Gesellschaft und der Menschheit kamen wir im Nachbarstädtchen an, bevor ich Ehrhart über die Familienverhältnisse unseres gemeinsamen Jugendfreundes Paulus, der dort als angesehener Pfarrer lebte und dem wir einen Besuch abstatten wollten, aufgeklärt hatte. Wir waren, alle drei aus Aarwyl gebürtig, auf dem Gymnasium treue Klassengenossen gewesen, hatten in unserer Vaterstadt eine Art literarischen Verein gegründet und miteinander getrunken, geschwärmt und geliebt. Das Berufsstudium hatte uns mehr und mehr auseinandergeführt, das Berufsleben uns örtlich getrennt, und mit der Verschiedenheit der Interessen hatte dann allmählich die geistige und seelische Gemeinschaft, wenigstens äußerlich, aufgehört, sofern wir sie nicht gelegentlich durch Verlobungs-, Geburts- und Todesanzeigen, Glückwünsche und dergleichen oder Zusendung literarischer Arbeiten mühsam genug aufrecht erhielten. Vor einem Jahr hatte ich Paulus seine junge Frau begraben helfen; nicht einmal das hatte ich Ehrhart im Eifer der philosophischen Erörterungen mitgeteilt.

Wir schritten über den von breiten Linden beschatteten Kirchplatz und trockneten uns den Schweiß von der Stirne. Aus dem Gotteshaus erscholl frischer Kindergesang. Als wir aber am Pfarrhaus anklopften, begann im hohen Kirchturm ein Glöcklein zu bimmeln. Wir hatten's getroffen: die Kinderlehre mußte aus sein, und wir konnten unsern Freund in seinem eigenen Hause überraschen. Kaum hatten wir die Hausglocke gezogen, als auch schon die schwere Tür aufging und eine Dame mit einem blonden Mädchen, das kindlich den Arm um ihre Schulter legte, uns unter stummer Verbeugung begrüßte.

„Ach, guten Tag, Frau Pfarrer!" rief nun Ehrhart munter und überlaut und reichte der uns Begrüßenden die Hand. „Und das ist wohl die älteste Tochter des Hauses? Na, ich gratuliere Mutter und Tochter ... Helene die Jüngere, nicht wahr?" rief er in übersprudelnder Freude, sich von einem zum andern wendend. Er übersah dabei, wie ein tiefer Purpurschein sich über das Antlitz der ergrauten, aber sonst noch frisch und jung aussehenden Dame ergoß und wie das Mädchen erstaunt und verlegen zu ihr emporblickte. Ich stieß meinen Freund am Ellenbogen.

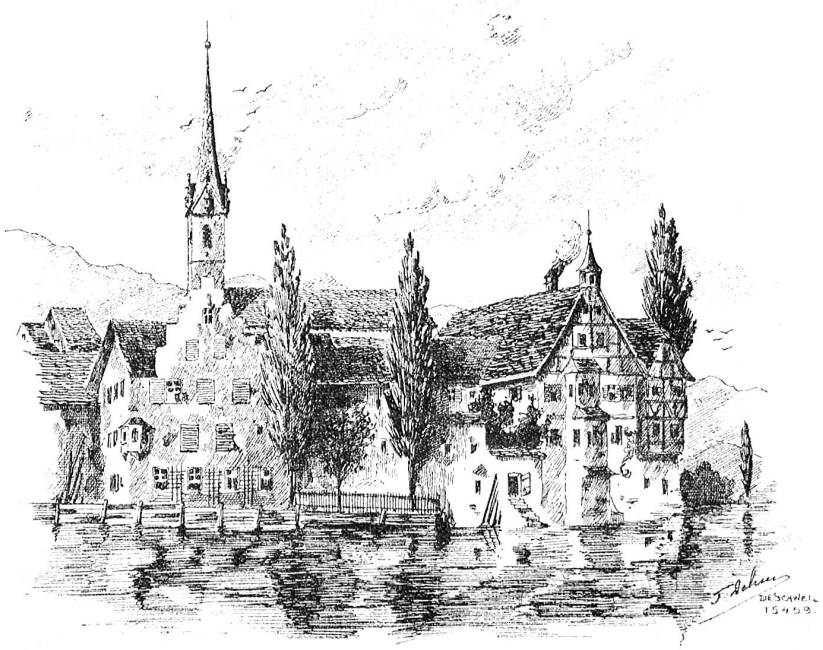
„Die Herren wollen wohl den Herrn Pfarrer sprechen; darf ich Sie hereinbitten? Im Augenblicke wird er da sein," bemerkte nun die Dame etwas verschüchtert und deutlich bestrebt, sich selber, dem Kinde und den unvorsichtigen Gästen aus einer unangenehmen Lage zu helfen. „Papa kann jeden Augenblick da sein. Es läutet schon!" unterbrach das Mädchen das Schweigen. Die Dame hieß uns eine Treppe hinaufgehen und führte uns in eine kühle, weinumsponnene Laube mit den freundlichen Worten: „Es wird den Herren hier wohl angenehmer sein als im Zimmer. Sie können auch den Herrn Pfarrer von hier aus schon begrüßen, sobald er aus der Kirche kommt. Wie wird es ihn freuen, seine Studienfreunde einmal zu sehen ... Ich darf wohl mit einem Kaffee aufwarten?" Das alles sagte sie völlig harmlos, gestattete aber keinerlei Unterbrechung und ging damit über die Anspielungen Ehrharts hinweg. Als sich die beiden entfernt hatten, fuhr ich den Freund nicht übel an: „Hör' mal, das heißt man unter fremdem Dach ein Feuer anzünden ... Wie sind wir da mit der Tür ins Haus gefallen!" Mein Freund begriff mich nicht. „Na, was ist denn? Man wird doch seine Freude äußern dürfen, wenn man eine alte Schul-, Tanz- und Bummelgefährtin nach einem halben Menschenalter zum ersten Mal wiedersieht?"

„Beruhige dich!" entgegnete ich. „Paulus hat dir offenbar seine Hochzeit nie angezeigt, überhaupt nie über seine Familienverhältnisse geschrieben! Nun denn: die Dame, die uns empfangen hat, ist allerdings Helene, sein Jugendschatz, aber nicht seine Frau."

„Donner und Doria! Die kleine Blonde ist doch Helenens Kind? Die Gestalt, die Haltung, der Gang, das Haar, die Augen, die Züge, der ganze Liebreiz dieser Kleinen zaubert mir Helene vor die Phantasie, wie sie damals, vor so und so viel Jahren mit uns lebte, mit uns sich freute!"

„Offen gestanden," bekannte ich, „diese rührende Aehnlichkeit ist mir bei meinen frühern Besuchen auch schon aufgefallen: diese treue Kopie von Helenens Natur bis auf die süße längliche Beere, in die ihre Nasenspitze auslief und über die wir uns so häufig als über eine seltene Schönheit lustig machten! Doch wagte ich, da ich mit Paulus nie allein war, aus begreiflichen Gründen niemals darauf anzuspielen."

„Holla!" rief jetzt Ehrhart. „Da kommt er ja, der alte liebe Kerl! Der soll uns einmal klaren Wein einschenken über seinen Zivilstand. So was lassen wir uns nicht bieten. Aber wirklich, er ist noch der alte liebe Kerl, etwas stärker, mehr Haar im Gesicht, fast waldmenschenhaft, aber stramm! Das freut mich! ... Ach, die Pfarrherren leben wie im Paradies! Die können gedeihen und gesund bleiben ... Gott grüß dich, alter Paulus!" Mit diesen Worten winkte und rief Ehrhart unserem Freunde zu, der nun, in schwarzem Talar und weißen Bäffchen, von der heitern Jugend in hellen fliegenden Sommerkleidern wie ein guter Hirte von seiner Herde umdrängt, über den Kirchplatz und auf das Pfarrhaus zuschritt. Kaum hatten die Kinder bemerkt, daß wir auf ihn warteten, hielten sie, stutzig geworden, an und gaben ihm, eins nach dem andern,



Stein am Rhein. Nach Federzeichnung von F. Dehm, Ragaz.

aber ausnahmslos alle, die kleine Hand und stoben davon.

„Hör' mal, Adolf," sagte Ehrhart, „das war schön, wie die Kinder da Abschied nahmen, so frei, so natürlich, so gemütlich jubelnd! Mit welch holdem Vertrauen blickten die jungen Augen zu ihm empor, als ob er ihnen allen ein Vater wäre, all ihre Schmerzen verstände! Wahrhaftig, Paulus gefällt mir schon darum. Der hat sich sein Herz jung bewahrt!"

Und wie er nun kam und ich ihm den Freund von ehedem vorstellen wollte, kam mir Paulus zuvor und schloß ihn mit dem Rufe: „Ach, Ehrhart! Hans, lieber alter Hans!" freudig erregt in seine Arme. Dann erst befreite er sich von seinem Dienstkleid und schüttelte mir die Hand. Hernach gab es ein langes, freundschaftliches Fragen hin und her, kreuz und quer, wobei an den Tag kam, daß sich die beiden, seitdem Paulus sein Amt angetreten, nicht mehr gesehen und einander nie mehr geschrieben hatten. Bald lag Ehrharts Vergangenheit klar vor den Augen des Pfarrherrn ausgebreitet. Zwischenhinein wurde der Kaffee durch eine Flasche Wein ersetzt; die Herzen wurden immer wärmer und die Zungen immer mitteilsamer, und wie nun Ehrhart, der häufig zur Laube hinaus und in den Garten hinabsah, wo Helene unter einem Apfelbaum den Kindern — zu dem Mädchen hatten sich inzwischen zwei Brüder gesellt — hörbar vorlas, fühlte sich Paulus bewogen, die Offenheit seiner Gäste zu belohnen und auf unsern Wunsch seine Schicksale zu erzählen, die er so lange verschwiegen hatte.

„Wir sind alle Söhne des Lichts und fühlen, daß keine Freundschaft möglich ist, wo einer vor dem andern die Angelegenheiten des Herzens in Dunkel hüllt, an denen dieser am meisten mit seinem Herzen teilnehmen möchte. Ja, Freunde, ihr mögt mich seltsam ansehen: zweimal sieben Jahr warb ich um ein Mädchen, um mein Herz schließlich einer andern zu schenken; aber erst heute sind mir, wie ich glaube, die Augen über das wahre Wesen jener ersten Liebe aufgegangen. So banal die Begebenheit ist, die mir den Star stechen half, ich muß sie euch erzählen . . .

Gemäß dem Beschluß der Kirchen- und Schulbehörden hatte ich den Pfarrkindern bei Strafe verbieten müssen, Mädchen und Buben miteinander im Flusse baden zu lassen. Als ich mich jedoch heute morgen nach der Predigt am einsamen Flußufer erging, hörte ich auf einmal verschiedenstimmiges Gejubel und Geschrei. Wie ich näherkam, entdeckte ich wohl zwei Dutzend Sünder und Sünderinnen, zehn- bis zwölfjährig, die da schwimmend, patschend und spritzend durcheinander tollten und schrieen und sangen: ein ungehemmter Jubelruf der Natur zum Himmel! Wie sie meiner gewahr wurden, geschah ein wildes Durcheinanderkreischen. Die meisten sprangen ans Ufer, ergriffen ihre Kleider und flüchteten sich. Nur wenige Buben blieben zurück. Da ging ich auf einen zu, den ich sofort erkannte, und fragte ihn: ‚Hansle, wie kommt's denn, daß da wieder alles miteinander badet; es sind wohl auch wieder Mädchen dabei gewesen! Eine schöne Ordnung das! Nenne mir die Mädchen, die dabei waren und die du kennst!'

Da sagte der Kleine halbweinend vor Angst: ‚Ich weiß es gewiß nicht, Herr Pfarrer; sie hatten ja alle kein Gewand an!'

Aehnlich war's mit mir bestellt, meine Freunde: als ich zu lieben begann, geschah es zu einer Zeit, da ich das Mädchen nur an seinem Röckchen, seinen Bändern, seinen wehenden Haaren erkannte, ohne zu ahnen, daß die Natur tiefere Unterschiede schafft.

Als ich sie zum ersten Mal sah, wußte ich nicht, wer sie war, und kümmerte mich auch nicht darum. Sie war mir ein Wunder von mädchenhafter Lieblichkeit, Anmut und Frische, und ich sah fortan kein zweites daneben. Auf dem Tanzplatz war es, den man uns am Jugendfest unter den schattigen Platanen auf der Schützenmatte aufgeschlagen hatte. Sie führte, als eine Pause eingetreten war, im blauen Kleide, das durch seine zarte Blässe die Bläue ihrer Veilchenaugen geheimnisvoll vertiefte, zwei kleinere in Weiß gekleidete Mädchen, während ich träumerisch an einen Baum gelehnt stand, an mir vorbei über den Platz hinweg, zwei ältern Damen zu. Und als sie, leicht und zierlich wie ein Frühlingswind

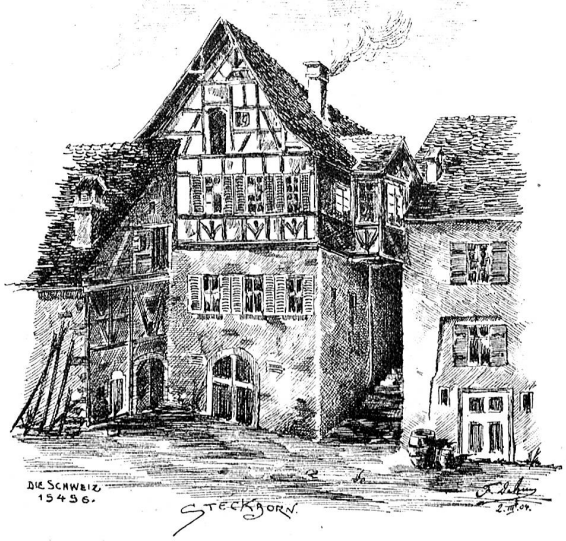
dahinhüpfend, die weißen Spitzen der Unterhöschen hervorschimmern und die goldglänzenden Haare wie eine Staubbachwelle in der Abendsonne ihr holdes Köpfchen umwehen ließ, ohne die sichere Führung über die kleinern Mädchen zu verlieren, kam sie mir vor wie deren fröhlicher Schutzengel; das blendende Licht des Sommertages, das sich außerhalb des schattigen Platanengevierts über die grünen Wiesen ergoß, mochte ihr goldene Flügel an die Schultern gewoben haben. Ihr Bild ging mir in die Seele und füllte sie mit einem Glück und einer Sehnsucht, der ich keinen Namen zu geben versuchte. Ich stand und stand, und als das Orchester einsetzte, sah ich sie in harmloser Fröhlichkeit an mir vorübertanzen. Ich verfolgte sie mit meinen Blicken, sie allein; alle andern Kinder, die ganze Festgesellschaft war für mich nicht mehr da. Einmal, als sie am Arm eines Kadetten an mir vorüberging, mußte sie meinen Blick gefühlt haben. Sie schlug verwundert die blauen Augen auf und starrte mich einen kurzen Augenblick an; aber es war mir, als ob sie vor mir erschrecke. Ich vergaß mich vollständig und dachte nicht mehr ans Tanzen. Der Himmel hatte sich mir aufgetan, und als mich einer der Ballmeister aus meiner Versunkenheit aufweckte und mich aufforderte, ein Mädchen aufzuführen, schlich ich mich vom Tanzboden hinweg und suchte mir einen Platz unter den Erwachsenen auf der Tribüne, von wo ich mein Wunder mit ungestörter Muße betrachten konnte. Daß ich daran gedacht hätte, mich ebenfalls unter die vielen Bewerber Helenens zu mengen, ist mir nicht erinnerlich und kaum glaublich. Wer wollte auch einen Engel zum Tanz abholen!

Ich tanzte an jenem Abend nicht mehr.

Bald erfuhr ich von meinem Freund Carolus, mit dessen Schwester das Mädchen verkehrte, wie ihre Eltern, er ein leichtfertiger Pariser, sie eine genußsüchtige Aarwylerin, sich entzweit hätten und die Mutter auf eigene Faust dahinlebe, wie die Verwandten seiner Mutter sich jedoch des Kindes angenommen und es einer in Aarwyl lebenden Tante, einer vielseitig gebildeten Dame, zur Erziehung übergeben hätten. Wie konnte das Kind bei solchem Elend fröhlich sein und glücklich? Die Kunde verstärkte bei mir den Eindruck des Seltenen, den ich von ihm erhalten hatte; es mußte richtig sein mit dem Engelhaften, das ich an dem Mädchen entdeckt hatte. Aber zugleich ergriff mich ein tiefes Mitleid mit dem Kinde, das mich um so schwerer drückte, als ich es weder ihm selber, noch seinen Eltern, noch sonst jemandem anvertrauen mochte.

Wo ich nun stand und ging, begleitete mich das Bild des Mädchens, und das elterliche Elend hüllte es vor meinen Augen in die zarten Schatten der Wehmut, die seine Gestalt und sein Wesen nur um so überirdischer machten. Ich fühlte ihren schönen und großen, immer ernster werdenden Blick auf mir ruhen im Wachen und im Traum, und meine Seele geriet unter ihrem Einfluß in Schwingung. Immer feiner wurde mein Fühlen und Empfinden, und ich erinnere mich recht wohl, daß ich alles, was in meiner Umgebung roh und gemein war, zu meiden begann und mich von Monat zu Monat mehr in mich selbst zurückzog. Dazu trug ein unerwartetes Ereignis noch mächtig bei.

Mein in den Sechzigern stehender Vater, ein ungewöhnlich starker Mann, der wohl weiße Haare hatte, aber auf dessen Wangen noch die Gesundheit blühte, mußte sich eines Morgens bei der Arbeit überanstrengt haben; am Mittag lag er an einem sogenannten Lungenschlag darnieder. Er winkte mich, als ich einen Augenblick bei ihm allein am Bette war, näher zu sich heran, wollte zu mir sprechen, bewegte noch die Lippen, fand aber keinen Ton mehr. Mit starren Augen schaute er mich in seiner Hilflosigkeit noch eine Zeit lang wie bittend an. Da faßte mich eine schreckliche Angst, und ich rannte, ohne meiner Mutter und meinen Geschwistern Mitteilung zu machen, schnell zum Arzt. Senfpflaster wurden aufgelegt, noch kam der liebe Vater wieder zu Atem; dann aber starb er ohne ein Wort des Abschieds.



Ich habe seitdem manchen Toten gesehen; doch nie übermannte mich der Anblick so, nie mehr bekam ich einen so erschütternden Eindruck von der Hinfälligkeit des Menschen. Manche Dämmerstunde sah mich nachher am Grabe des Vaters stehen, wo ich Zwiesprache mit ihm suchte, völlig unfähig zu glauben, daß sein Mund, der so manches Wort des Vertrauens und der Offenbarung zu mir gesprochen, für immer verstummt sein, daß nicht irgendwie ein Zeichen, ein Wunder geschehen würde. Allein es geschah nichts. Die Qual meines Herzens wurde immer größer, und ich konnte nicht begreifen, wie meine ältern Geschwister sich mit dem Tode des Vaters als etwas Unabänderlichem, Naturnotwendigem so gelassen abfanden. Eines Abends aber stellte sich unter Beben und Schluchzen eine Erleichterung bei mir ein; das Weh meiner Seele floß in Versen aus. Die hielt ich lange Zeit geheim und mehrte sie; endlich wurde mir das Geheimnis wiederum zur Last, und ich entschloß mich kurzer Hand, die Verse derjenigen zu schicken, die ich im stillen Grund des Herzens für meine Vertraute hielt. Sie mußte mich ja verstehen, da sie der Liebe von Vater und Mutter entbehrte.

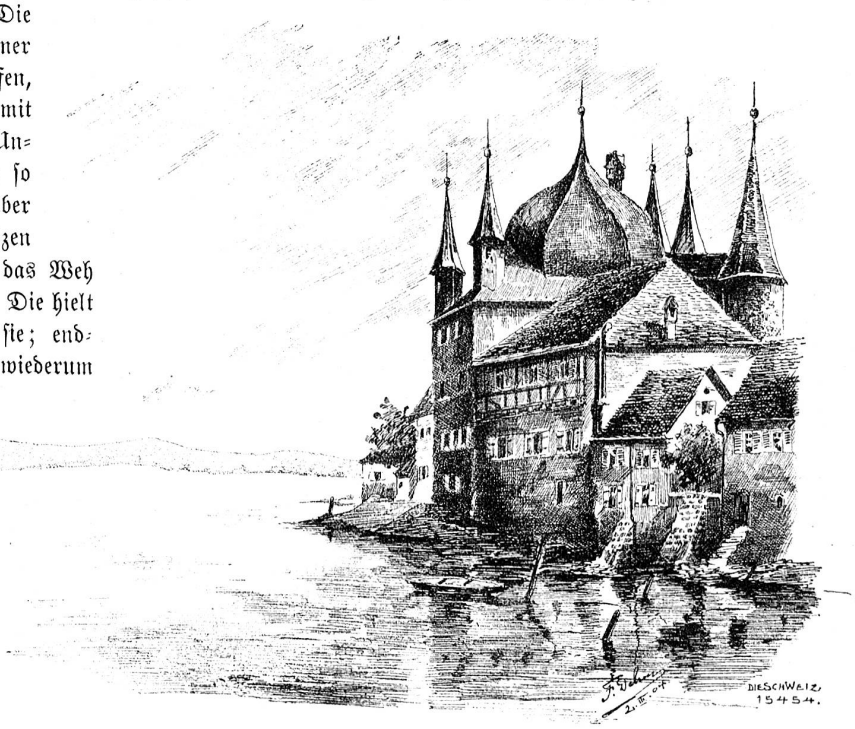
Dieses Bedürfnis, mich andern mitzuteilen, aus mir herauszugestalten, zu schaffen im Kleinen, wie der Schöpfer im Großen, wuchs, je mehr ich mich an den Klängen der klagenden Leier berauschte, und es kam vor, daß ich mich mitten aus einem Spiele oder auf einem Spaziergang, der uns Freunde damals häufig in Wald und Flur, zum Fluß hinunter oder an den Berg hinaufführte, hinwegstahl, um an irgend einem stillen Plätzchen eine, wie ich meinte, starke Empfindung oder ein schönes Bild, einen sogenannten poetischen Einfall schnell in mein Taschenbüchlein einzutragen.

Es kam soweit, daß ich ganze Nachmittage in der Waldeinsamkeit diesem Kunsttrieb oblag, während ihr, meine Kameraden, euch dem Hüttenbauen, dem Herstellen von Feuerwerk und physikalischem Spielzeug hingabet.

Die Briefsendungen an Helene wurden immer dickleibiger, und ich dachte in meiner Einfalt nicht daran, daß sie der Empfängerin irgendwie Verlegenheiten bereiten könnten. Ich war einfach glücklich in dem Gefühl, eine Genossin meines heimlichen Leides, das sich bereits in Freude verwandelte, weil ich mich durch die poetische Arbeit wirklich befreite, an dem aus der Ferne angebeteten Mädchen zu haben.

Daß sie mir nicht antwortete, war selbstverständlich, da ich meine Lieder sang, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet — das Lied, das aus der Seele dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet...“; obschon ich nicht gering von meinen Erzeugnissen dachte, ließ ich doch den Urheber ungenannt.

Um ganz offen zu sein, muß ich hier bekennen, daß ich allerdings im geheimen hoffte, Helene werde den



Turmhof in Steckborn. Nach Federzeichnung von F. Dehm, Ragaz.

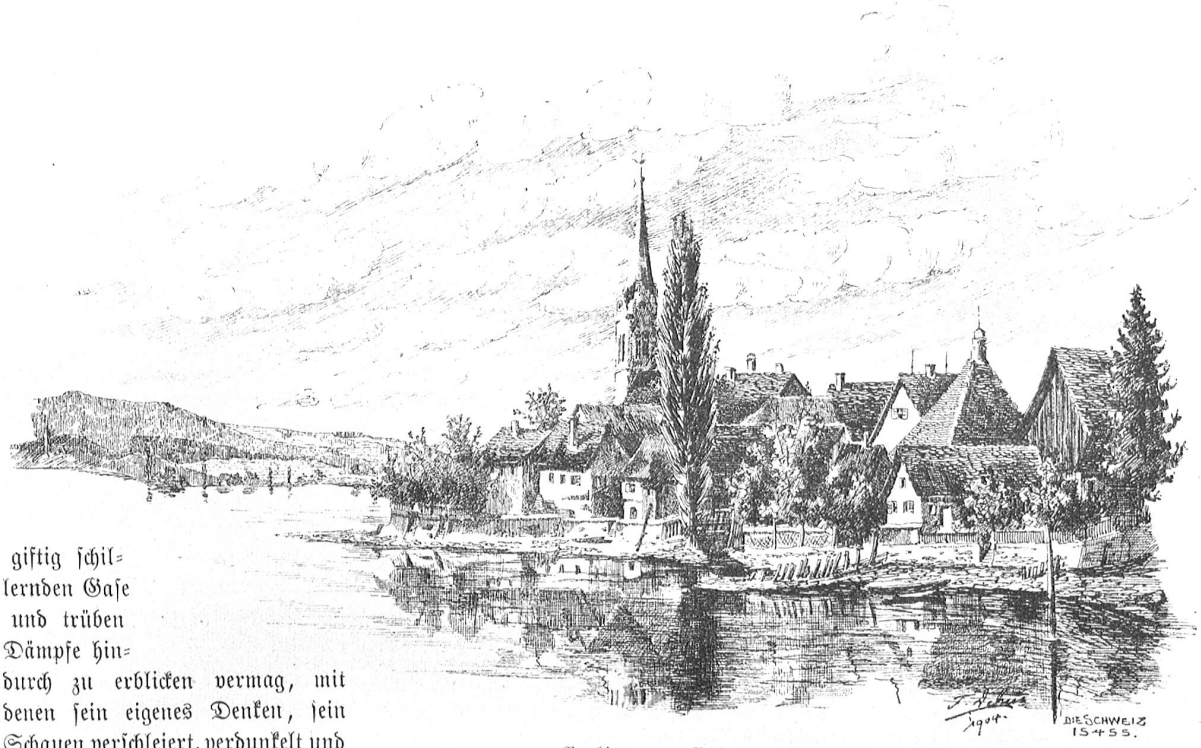
Verfasser erraten, und ich wurde in dieser Hoffnung bestärkt, je ernster mich Helene anblickte, wenn ich ihrer schlanken Unschuld zufällig begegnete.

Dieser einseitige Verkehr dauerte nun Jahre hindurch bis zur Konfirmation, die wir alle mit ihr feierten. Da wir als Brüder und Schwestern in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden, fand ich es naturgemäß, daß ich sie in einem Gedicht mit Namensunterschrift um ihre schwesterliche Liebe bat. Solche hatte ich damals um so nötiger, als meine um zehn Jahre ältere leibliche Schwester, mit der ich einigermaßen in geistiger und seelischer Fühlung gestanden, sich eben nach auswärts verheiratet hatte. Für jenes Gedicht, das ich als ein Triumphlied auf ihre Lieblichkeit im christlich-brüderlichen Sinn empfand, fing ich bei der nächsten Begegnung — es war an einem Pfingstausflug, der vom Herrn Pfarrer geleitet wurde — einen medusenhaften Blick von Helene auf, der mir ihre tiefe Erregung verriet; ich wurde aber sonst den ganzen Tag von ihr nicht beachtet. — „Sag', was soll der Blick bedeuten? Denn er war bedeutungsvoll!" fing darauf das nächste Gedicht an. Ich erhielt keine Antwort, erfuhr aber durch Freund Carolus, daß ihr die Tante einen entsetzlichen Auftritt bereitet und das arme Kind wegen ihrer Geheimkorrespondenz fürchterlich gescholten habe. Plötzlich wurde ich meiner ungeheuern Schuld bewußt und hatte nun Anlaß zu den rührendsten Reu- und Bußgedichten. Warum die Dame sich nicht bei meiner Mutter und nicht bei den zustehenden Behörden über mich beklagte, weiß ich nicht genau. Vermutlich kam es daher, daß ich die Tante, die wohl literarisch sehr gebildet, aber leidenschaftlich wie ein Drache war, in meinen Gedichten, ohne schmeicheln zu wollen, Helenens milden Schutzengel nannte und dessen segnende Huld auch für mich erflehte; vielleicht auch daher, daß die Dame für meine Kunstprodukte ein gewisses Interesse hatte und mein Talentchen nicht durch einen scharfen Eingriff vernichten wollte; endlich konnte sie auch der aristokratischen Ueberzeugung leben, die völlige Nichtbeachtung werde besser zum Ziele führen als alle andern pädagogischen Zuchtmittel.

In der Tat stellte ich meine Sendungen ein, als keine Antwort erfolgte und auch sonst kein Zeichen geschah. Allein nur zu bald fühlte ich die qualvolle Hemmung, als meine mächtig quellende Seele keinen Abfluß mehr hatte. Als mir dann endlich Carolus, mit dem sie häufig zu Hause zusammentraf, verriet, daß sie mich hasse, übernahm mich der Schmerz und riß mich hinweg von all den Menschen, die mir sonst lieb und teuer waren. Die Sonne erlosch. Die Welt ward dunkel um mich!

Es war mir ganz unbegreiflich, weshalb sie mich hassen sollte; ich hatte ihr ja das Beste gegeben, was ich besaß, meinen Geist und meine Seele; ganz war ich ihr zugewandt; alles hätte ich ihr geopfert. Da sie aber meinem Freund so vertrauliche Mitteilungen machte, mußte ich nachgerade merken, daß er ihr näher stand als ich, und begann, ihm gegenüber meinen Unwert zu fühlen. Dieses Gefühl hing sich wie ein Bleigewicht an meine Gedanken und zog sie immer tiefer unter die Flugbahn, die sie sonst zu nehmen gewohnt waren. Grübeln und verzweifeln war jetzt mein Los, und ich ging einher wie in Ketten und Banden. Das Leben glotzte mich an wie ein Ungeheuer, das nur zerschmettert und zermalmt. In der Einsamkeit, im Wald und auf der freien Flur warf ich mich, unfähig mich zu beherrschen, ins Gras nieder, wälzte mich im durchbohrenden Gefühle meines Nichts auf dem Boden und schrie und weinte. Mehr und mehr näherte ich mich jenem bedenklichen Zustande, da der junge Mensch, in dessen Gedankenwelt es gärt und dampft, all die sichtbare Schönheit und greifbare Deutlichkeit der Dinge um sich herum nur noch durch die

giftig schillernden Gase und trüben Dämpfe hindurch zu erblicken vermag, mit denen sein eigenes Denken, sein Schauen verschleiert, verdunkelt und trostlos macht, während doch in Wirklichkeit Trauer und Heiterkeit aus demselben Himmel zur Erde herniederfließen und somit unser Herz abwechselnd erfüllen könnten. Nicht mehr läßt er Gott und die Natur unbefangen auf sich einwirken, sondern durchtränkt sie mit der Bitternis seiner eigenen Empfindungen.



Berlingen am Bodensee. Nach Federzeichnung von F. Dehm, Ragaz.

Der Weltschmerz packte mich mit unwiderstehlicher Heftigkeit, lähmte mir jedes freie Genießen wie die frische Tätigkeit meiner Seele, nachdem sie umsonst die Flügel wundgeschlagen hatte wie der gefangene Vogel, der Enge ungewohnt, im Käfig.

Da ging ihr plötzlich ein Türchen auf, und sie erhob sich zu neuem Aufschwung in, wie es mir schien, ungemessene Weiten. O, wo ist sie seitdem hin, diese unglaubliche Schwungkraft der Seele, die aus den dunkelsten Tiefen jäh wie die Lerche zum lichtvollen Himmel aufsteigt! Und wie bescheiden war der Anlaß!

Helene sollte zum Besuch einer höhern Schule nach der Kantonshauptstadt übersiedeln. Was war natürlicher, als daß Freund Carolus dem geliebten und von uns allen geschätzten Mädchen ein Ständchen brachte? Es sollte recht festlich werden, dreistimmig, gründlich vorgetragen in einer lauen Vollmondnacht, wenn möglich am ersten Mai! Er brummte den Baß, ich übernahm den ersten Tenor und du, wenn mir recht ist — hier wandte sich Paulus an mich — den zweiten. Es war noch Licht oben im Kämmerlein, als wir aus der dunkeln Gasse unsere wohlgerundeten Noten zum mondhellen Firmament emporsandten. Schon bei den ersten Tönen erlosch das Licht; aber dafür ging ein Fensterchen auf, und wir setzten um so tapferer ein. Weißt du noch, wie das Lied hieß?"

„Und ob!" antwortete ich. „Es wurde ja, da wir alle uns in ähnlichen Umständen befanden wie du, fortan unser Leiblied: die alte schöne Volksweise, in die Hoffmann von Fallersleben eine in Jünglingsjahren recht allgemeine Empfindung einkleidete . . ."

„Jawohl," fuhr Paulus fort, „wir fühlten es alle drei, als wir den Schlußvers sangen: ‚Kein Winter kann, o Blümelein, dir je was tun zu Leide; ich schloß

dich in mein Herz hinein, du Blümlein auf der Heide...' Nur daß du an ein anderes Blümlein dachtest. Und weil wir es fühlten, klang es so schön, daß wir nachher lange kein Wort mehr sprachen. Ich für mich nährte meinen Lebensmut später viele Wochen hindurch von der Zuversicht, daß sie meine Stimme gehört, daß ihr Herz mein Weh verspürt haben müsse....

Indes trat ich bei einem Seidenfärber in die Lehre und sah mein Ideal nur alle zwei bis drei Monate einmal, gewöhnlich in der Kirche, wenn sie bei ihrem Sonntags- oder Ferienbesuch am Gottesdienst teilnahm.

Ich fühlte die wohltuende Wirkung einer regelmäßigen körperlichen Tätigkeit nicht nur in den Armen, sondern auch im unsichtbaren Innenleben. Wohl stand ihr Bild noch unverblaßt da, und wenn ich Indigo zerrieb oder mit Kalifarben Kinderkleidchen veilchenblau färbte, dachte ich oft genug an die Tiefe jener Augen; allein ich hätte mich mit den laufenden Monaten doch in die Trennung gefunden. Da hat mir Carolus, der das Glück hatte, sie in der Residenz von Zeit zu Zeit zu sehen und zu sprechen, eines Tages in seiner übersprudelnden Aufrichtigkeit verraten, wie sie jenes Ständchen gefreut und wie der erste Tenor — das ist nun einmal das Schicksal der ersten Tenöre — ihr Herz ganz zittern gemacht habe.

Nun litt es mich nicht mehr in Aarwyl. Ich mußte wieder in ihre gesegnete Nähe zu kommen suchen. In stillen Nächten arbeitete ich mich in den Hauptfächern des Gymnasialunterrichts nach, um im Frühling die Aufnahmsprüfung an der Kantonsschule zu bestehen, und eines Tages trat ich dann mit dem fertigen Plane vor meine Mutter, mich dem Dienst am Wort Gottes widmen zu wollen. Da an unserm Stammbaum fast auf jedem Ast ein Pfarrherr sitzt, unsere Familie aber noch keinen geliefert hatte, war es der Mutter heimlicher Wunsch gewesen, ich möchte mich dem frömmsten aller Stände widmen; sie war deshalb erfreut über meine Berufsänderung und versprach alles zu tun, um mir die Mittel dazu zu verschaffen. Ich wußte damals nicht, daß sie sich die meisten am eigenen Munde absparen mußte, und nahm ihr Opfer ohne Gewissensbiß an. Allerdings entrichtete ich ihr dadurch ein geistiges Entgelt dafür, daß ich die Prüfung bestand und wieder mit euch, meinen alten Kameraden, in dieselbe Klasse zu sitzen kam.

(Fortsetzung folgt).

Frühlingstraum.

Schon manches liebe Tröstungswort
Hast du dem Freund gegeben;
Doch eines, weiß er, das klingt fort,
Fort durch sein ganzes Leben.
Es ist das Wort, das ihm erklang
So frühlingssüß, so wehmutsbang,
Als käm's von Engelzungen:
„Sie haben doch gesungen!"

Kaum, daß der März gekommen war
Mit dichten Winterflocken,
Hört' ich durchs Dämmern wunderbar
Des Frühlings erstes Locken.
Aus hohen Zweigen winterkahl
Klang Amselruf ins weiße Tal,
Ein Wunder war's in Tönen —
Da dacht' ich dein, der Schönen.

Und trägt der Baum kein Blättlein auch,
Ist noch „kein Ros' entsprungen",
Starrt noch im Dornenkleid der Strauch,
Sie haben doch gesungen!
Sie ließen doch zum Himmelsblau
Der Hoffnung Lied erschallen, schau!
Ein Stammeln war's, ein Bitten,
Das mir ins Herz geschnitten.

Was haben anders wir getan?
Wir ließen uns betören
Und ließen sel'gen Zwiegesang
Im strengsten Winter hören.
Wir sahen nicht den kahlen Baum,
Wir sangen wie aus süßem Traum
Und ließen nicht uns rauben
Die Hoffnung und den Glauben.

Und ist ein Traum das alles nur —
Noch wag' ich's kaum zu denken —
Dann geht durchs Weben der Natur
Ein schmerzlich Deingedenken.
Dann wider Sehnsuchtsallgewalt
Gibt es für mich nur einen Halt,
Das Trostwort, längst verklungen:
„Sie haben doch gesungen!"

Alfred Beetschen, München.

Evoë!

Die Nacht ist schwül, und die Ferne tönt,
Und die Wolken stehn weiß getürmt;
In den Lüften klirrt es und zittert und dröhnt —
O Frühling, kommst du gestürmt?

O Fürst aller Freude, und brichst du herein
Ueber Hütten und Heiligtum —
Noch einmal wollen wir Ritter sein,
Um Rosen reiten und Ruhm.

Und wachen und jubeln ins wilde Heer
Und jauchzen ins neue Licht —
Bald wecken uns deine Stürme nicht mehr
Und deine Veilchen nicht.

Victor Hardung, St. Gallen.